

DER VERFALL DES HOCHSCHULWESENS.

In diesem Abschnitte, der künftig in dieser Zeitschrift eingehalten werden wird, soll auf die Verfallserscheinungen hingewiesen werden, welche das Hochschulleben heute überall zeigt. Es liegt in der Absicht der „Drei“, fruchtbare Kritik zu üben an symptomatischen Dekadenzerscheinungen des gegenwärtigen Kulturlebens. Sie darf das tun, weil sie gerade in bezug auf das Hochschulwesen und seine Neugestaltung Positives selbst leistet. In den Veranstaltungen der Freien anthroposophischen Hochschulkurse am Goetheanum und in Stuttgart ist eine Anregung gegeben dafür, wie der wissenschaftliche Betrieb der Hochschule neu belebt werden kann. Die Anthroposophie setzt sich vom Standpunkte ihrer Weltanschauung mit den Grundlagen der gesamten Wissenschaft auseinander und es ist ja gerade in dieser Zeitschrift Gelegenheit dazu geboten, sich über das Verhältnis der Anthroposophie zu den einzelnen Wissenschaften zu unterrichten. Durch die anthroposophische Hochschulbewegung hat sich gezeigt, daß es noch viele Studenten gibt, die in der Anthroposophie die einzige Quelle sehen, aus der heraus die Wissenschaft neue Anregungen auf geistigem Felde gewinnen kann.

Auf geistigem Gebiete hat eine allgemeine Verödung im Hochschulleben Platz gegriffen. Die Universität ist keine allgemeine Bildungsanstalt mehr. Sie hat darauf verzichtet, es zu sein. Infolge der Spezialisierung der Wissenschaften, bei der alle Überschau und alle weiteren Ausblicke verloren gingen, ist sie zur Fachschule geworden. Der Staat hat diese Fachschule ergriffen und bildet in ihr seine Beamten aus. Dem größten Teil der Studentenschaft bedeutet das Universitätsstudium nur mehr die Zeit, die sie absitzen muß, um durch die Phalanx der staatlichen Examina hindurchzugehen, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte immer dichter und spießiger geworden ist. Zwischen der Lehrerschaft und den Studenten ist eine völlige Entfremdung eingetreten, denn mit wenigen Ausnahmen hat diese Lehrerschaft den Studenten nichts anderes zu geben als ein traditionelles Unterrichtsschema der einzelnen Fachgebiete, für das man sich beim besten Willen nicht erwärmen kann. Man täuscht sich nur mit Phrasen über dieses hinweg. Die Universität ist ja aus den theologischen Institutionen der Kirche hervorgegangen. Sie kam dann besonders in Deutschland zu einer Art Blüte, als die Philosophie des deutschen Idealismus durch ihre großen Vertreter an ihr gelehrt wurde. Dann kam die Zeit, wo moderne naturwissenschaftliche Gesinnung die Universität ergriff. Dies erreichte seinen Höhepunkt im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, wo Studenten- und Lehrerschaft der Universitäten zu einem großen Teile von dem Enthusiasmus erfüllt waren, daß durch Ausbildung der mehr oder weniger materialistischen Denk- und Forschungsmethoden der Naturwissenschaft das Welt- und Menschenrätsel gelöst werden könnte. Dieser Enthusiasmus, der aus modernem Geiste heraus stammte, trug das Hochschulleben, trotzdem es in sich die Keime des Niederganges hatte. Heute ist dieser Enthusiasmus erloschen. Neben den Vertretern der naturwissenschaftlichen Denkgewohnheiten stehen in immer wachsender Anzahl diejenigen, welche in ihrer wissenschaftlichen Denkweise zu reaktionären wissenschaftlichen Anschauungen kommen. Und in der Studentenschaft sieht man, wie neben dem mechanischen Studiumsbetrieb allerlei Strömungen entstehen, die anders als durch Wissen den Bedürfnissen der menschlichen Seele Rechnung tragen wollen.

Auf politischem Gebiete hat man die Einsicht dafür verloren, daß die Hochschule eine Institution des freien Geisteslebens ist und daher von aller Beeinflussung durch politische Faktoren frei sein muß. Die „Freiheit der Universitäten“ ist nur mehr eine Phrase. Die Universität wird, als Staatsanstalt, so regiert, wie es

den jeweils regierenden Parteien gefällt. Fortwährend geschehen Übergriffe des politischen in das geistige Leben der Universitäten, und die schlimmsten sind gerade diejenigen, welche von der Lehrerschaft und Studentenschaft gar nicht bemerkt werden, weil sie aus deren eigenem Bestreben hervorgehen, die Hochschulen als Staatsanstalten haben zu wollen. „Staatsbürgerliche Erziehung“, das ist nicht nur auf den Volksschulen und in Lehrerkreisen, sondern in allen Hochschulzeitungen und den Reden der Hochschullehrerschaft ein häufigst gebrauchtes Wort. Die Abhängigkeit vom Staate wird immer größer und größer.

Dabei ist der Staat unfähig, das Hochschulwesen zu erhalten. Die wirtschaftliche Notlage der Studenten, über die wir hier viel berichten werden, beginnt geradezu unerträglich zu werden, ebenso die der Hochschullehrerschaft. Rat- und hilflos wendet man sich an die heutige kapitalistisch interessierte Wirtschaftsordnung um Hilfe. Zwischen Staat und Wirtschaft, von beiden Seiten in ihrem geistigen Charakter schwer geschädigt, steht die Hochschule vor dem Verfall.

Ein Zeichen dieses drohenden Verfalles ist die außerordentlich große Zahl von Aussprüchen leitender Vertreter der Lehrerschaft der Universitäten, die von einer völligen Urteilslosigkeit über die Ereignisse der Zeit, über die geistigen Bedürfnisse der Menschheit Zeugnis ablegen. Geradezu furchtbar muß vielfach die grenzenlose Unbildung und der intellektuelle Tiefstand der Studentenschaft berühren, der sich bei den verschiedensten Anlässen zeigt. Es wird gerade Aufgabe dieses Abschnittes sein, auf solche Erscheinungen, die für die Zeit symptomatisch sind, fortwährend hinzuweisen, denn es geht nicht mehr an, daß die Menschen dafür blind bleiben, wie umfassend und verheerend heute die Dekadenzerscheinungen an unseren Hochschulen sind.

* * *

Am 31. Oktober 1920 hielt der antretende Rektor der Leipziger Universität, Dr. Richard Schmidt eine Inaugurationsrede: „Staatsbürgerkunde und Litteraturunterricht“*). Da wird vor allem darauf hingewiesen, daß der Hochschüler schon von der höheren Schule her eine Grundlage für den staatsbürgerlichen Unterricht mitbringen müsse, und werden Vorschläge gemacht, wie man im Elementarunterricht „das Bild des Staates in verkleinerter, leicht überschaubarer Form“ vorführen könnte, um die für den Anfänger notwendige „Anschaulichkeit“ zu erreichen. Nur an einer Stelle, meint Schmidt, findet sich im Elementarunterricht „das Ersatzmittel unmittelbaren Erlebens politischer Dinge“: und zwar im — Litteraturunterricht. Da wird ausgeführt „die Lehrbedeutung des klassischen Dramas für die Erziehung des politischen Führers“, und dann z. B. gezeigt, wie die Shakespeareschen Dramen dazu verwendet werden können, um das Verständnis für die politische Ordnung des Staates zu erwecken. „Das Problem der Gerechtigkeit im Staat mit seinem eigenartigen Bezug auf den militärischen Pflichtenkodex“ ist ja „von Kleist in seinen Meisterdramen behandelt“, ferner werden wir „dabei aber auch Lessings ‚Minna‘ und die wahrhaftig nicht lustspielmäßige, im Gegenteil im allergrößten Historienstil atmende Szene nicht vergessen, in der dem ungerecht verdächtigten, wackeren Offizier durch die Kabinettsjustiz des aufgeklärten preußischen Absolutismus die Rehabilitation zuteil wird und die herbe, reine Gestalt König Friedrichs visionsartig unter den Handelnden sichtbar wird“**).

*) Rektorwechsel an der Universität Leipzig. Am 31. Oktober 1920. Leipzig, Druck von Al. Edelmann.

***) Vom Verfasser gesperrt.

„Solche Hinweise ließen sich ins Unendliche vermehren und jeder einzelne würde dem politisch verständnisvollen Lehrer Anknüpfungen aller Art ermöglichen.“

Ist so das klassische Drama für „die Erziehung des politischen Führers“ wertbar, so die moderne Novelle für die Bürgererziehung. Man sollte es nicht glauben, aber das wird doch gezeigt an dem Beispiel von Gottfried Keller. So heißt es z. B. über eine Stelle, wo der „Grüne Heinrich“ beobachtet, wie der Statthalter des Bezirkes vergeblich versucht, den Streit zwischen einem Wirt eines in den Bergen gelegenen Gasthauses und einem Kantonsrate zu schlichten und wo dann im Anschluß daran von seinem alten Freunde bemerkt wird, daß „die alten patrizischen Regierungen mehr den Grundcharakter ihres Volkes zu zeigen und zu bewahren vermochten“, bei Schmidt folgendermaßen: „Dem jungen Helden geht dadurch das Entsagungsvolle der Stellung eines Berufsbeamten auf, der wie hier der Statthalter bei jeder politischen Krise mit edlem Stolze gleichmäßig aller Kundgebungen sich enthält.“ Dies soll zur Staatsbürgerkunde dienen und ähnliches wird dann noch für die verschiedensten Schriften Kellers ausgeführt.

Man kann wohl sagen, ohne ungerecht zu werden, daß Herrn Dr. Schmidt jeder künstlerische Sinn abgeht. Wer ein Kunstwerk dazu benützt, um daran eine Lektion für Staatsbürgergesinnung zu geben und politische Gemeinplätze zu verzapfen, und dabei nicht merkt, welche pädagogische Unmöglichkeit solches, abgesehen von der Mißhandlung des künstlerischen Werkes, bedeutet, der mag vielleicht ein guter Staatslehrer sein, aber er beweist auch, daß ihm dieses Staatslehrertum so in die Knochen gefahren ist, daß es vor keiner Verunglimpfung des allgemein Menschlichen haltmachen will. Daß dem so ist, sieht man auch aus dem Schlusse der Rektoratsrede von Schmidt, denn da wird gesagt, was das heute am meisten zeitgemäße Bedürfnis unseres öffentlichen Lebens sei:

„Denn in der Justiz haben wir auch in unserem zersetzten Gemeinwesen den Eckstein, der es bisher gestützt hat und der es weiterhin notdürftig stützen kann, falls er selbst unerschüttert bleibt. Noch steht er unerschüttert trotz der Schwierigkeiten, die die hochgestiegene Flut der Unsolidität des Verkehrslebens der Zivilrechtspflege bereitet, — trotz des Anbrandens und Überschäumens des Verbrechertums in der Strafrechtspflege — trotz der unabsehbaren Fülle neuer Zweifelsfragen, die die noch gar nicht gefestigte Verwaltungsrechtspflege, die überhaupt noch fehlende Staatsrechtspflege in sich trägt. Leipzig, das in seinen Mauern das oberste Palladium der Rechtsprechungshoheit des Reiches beherbergt, weiß es am besten, was Deutschland an der Justiz besitzt. Aber es ist denkbar, daß unserer Rechtspflege ihr voller Ausbau in Zukunft noch bevorstehe. Für den kritischen Betrachter kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Verfassung von Weimar, indem sie die feste und gesunde Basis des Dualismus der Gewalten von monarchischem Ministerium und Reichstag vielleicht für immer verlassen und alle Gewalten, sowohl die der Gesetzgebung wie die der Kabinettsbildung, im Reichstag vereinigt hat, den prinzipalen Anforderungen an verfassungsmäßige Garantien der Stetigkeit unseres Staatslebens noch nicht genügt hat. Die Gegengewichte gegen das schlechthinige Übergewicht des Parlaments sind zur Zeit kümmerlich und zerspalten; sie sind so gut wie gar nicht vorhanden. So tritt die Frage in den Vordergrund, ob nicht in einem obersten Rechtspflegeorgan, d. h. eben im Staatsgerichtshof, früher oder später der Korrektor für Übergriffe der obersten Reichsorgane in ihrem Verhältnis zueinander gewonnen werden muß.“

Man sieht, wie die einseitige Spezialisierung dazu führt, alle Fragen nur mehr vom Gesichtspunkte dieses Spezialistentums zu betrachten. Sind es Kunstwerke,

so muß ein juristischer Inhalt aus ihnen herausgesogen und verwertet werden. Ist es die augenblickliche Lage des öffentlichen Lebens, so muß auch die Justiz der Eckstein sein, der „stützen kann, falls er selbst unerschüttert bleibt“. Und für eine solche Betrachtungsweise tritt dann natürlich „die Frage in den Vordergrund“, bleibt als letzte Möglichkeit, die man sich vorstellen kann, als der *deus ex machina*, der alles entscheiden soll, der „Staatsgerichtshof“; denn wie sollte eine Juristenseele die Dinge anders als juristisch entscheiden wollen!

Gerade eine solche Erscheinung kann beweisen, wie das Eingekapseltsein in die Vorurteile eines enghorizontigen Spezialistentums das Verständnis für die Verhältnisse des Lebens verkümmert.

* * *

Im Januar 1920 hielt Prof. Dr. August Mayer, Vorstand der Universitäts-Frauenklinik in Tübingen einen Vortrag vor der Studentenschaft auf Wunsch des allgemeinen Studentenausschusses: „Über die Fortpflanzung vom Standpunkt des Frauenarztes“ (*), welcher in ganz besonderem Maße als eine der oben erwähnten Dekadenzerscheinungen zu bezeichnen ist. Man braucht nur den Anfang dieses Vortrages auf sich wirken zu lassen, um von der erstaunlichen Oberflächlichkeit der Gesinnung einen Eindruck zu bekommen. Da heißt es (S. 5): „Die auftauchenden Fragen sind tausendfach, und tausendfach ist die Antwort, wie die Herzen tausendfach sind, in denen sie brennen. Ich bin mir darum wohl bewußt, daß ich Ihnen unmöglich durchweg allgemein Gültiges vorbringen kann. Was Sie vernehmen, mag dazu noch dem zur Freud' und dem zum Leid sein. Aber Sie haben mich gerufen, also müssen Sie mich auch hören. Sollte ich nun ein bestimmtes Thema wählen? Man wäre dabei nicht verlegen:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.
Und wo ihr's packt, da ist es interessant.“

Allein:

„Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“

Und so entschloß ich mich zu einem Überblick über das Wichtigste von dem, was den modernen, um das Wohl seines Volkes besorgten Frauenarzt bewegt.“ Dann spricht er über den rapiden Geburtensturz der letzten Jahrzehnte und sagt dann (S. 6), um dessen Schrecklichkeit so recht zu erläutern: „Zwanzig Jahre lang jährlich ein Menschenausfall von einer Million! Denken Sie an die Marne-schlacht vom Sommer 1914! Dort fehlte es angeblich an ein bis zwei Armeekorps! Dann erkennen Sie schauernd die Bedeutung des Geburtenausfalles!“ Er kann eine solche Sache gar nicht anders betrachten, als daß er daran denkt, wieviele Soldaten die Armee dadurch verloren hat.

Mit solcher Gesinnung begegnen sich die weitverbreiteten Bestrebungen der heutigen Eugenik, die mit äußeren Maßregeln die Angelegenheiten der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes aus materialistischen Gesichtspunkten heraus regeln möchten. Darüber wird denn auch reichlich in diesem Vortrag gesprochen. Da heißt es (S. 16): „Wollte man ihre Forderung (der Eugenik) schon heute in die Tat umsetzen, so müßten in erster Linie zwei Voraussetzungen erfüllt sein. Wir müßten vor allem von der modernen Ich-Kultur zurückkommen, dem brutalen Ich-Götzen abschwören und uns zu einem wirklichen *ζῶον πολιτικόν*

*) Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, 1921.

entwickeln, und wir müßten die Gesetze der Vererbung genau kennen.“ Da sieht man, wie eine solche Persönlichkeit unter Ich-Kultur nichts anderes versteht als was er „brutal“ nennt. Daß das Ich eigentlich das ist, was den Menschen zum Menschen macht, das weiß er gar nicht. Wie es mit Prof. Mayers Wissen von der Individualität aussieht, das kann man aus folgender Stelle sehen (S. 24): „In dem Geschlechtsakt ist uns ein allmächtiges ‚Es werde‘ zuteil geworden. In unsere Hand ist gelegt, was wird, ob Unglück und Elend, oder Glück und Leben und Zukunft. Mit den Keimzellen sind uns die Siegel künftigen Lebens ausgehändig. Es ist daher Pflicht, sie unversehrt zu bewahren. Wir halten es für Ehrensache, auf unseren Namen keinen Makel kommen zu lassen. Wir müssen es ebenso als Ehrensache ansehen, unser Keimplasma so zu behüten, wie es die Natur in uns gelegt.“ Statt vor der menschlichen Seele macht Professor Mayer vor dem Keimplasma Reverenz, das sein Gott ist, über den er nichts kommen läßt und der in der Eugenik verherrlicht werden soll, damit der „brutale Ich-Götze“ nicht zur Herrschaft kommt. Er sagt dann, indem er Ed. v. Hartmann zitiert: „Ehe und Liebe sind nicht um der lebenden Generation willen da, sondern um der noch ungeborenen willen“, und er meint, daß auf dieses das Wort von Goethe gehe: „Und so lang du das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.“ Soweit ist es also gekommen, daß man das Stirb und Werde, das sich auf innerstes Erlebnis der Individualität bezieht, in solcher Weise für das Gattungsmäßige verstehen kann. Dieselbe öde, philiströse Gesinnung zeigt sich auch bei dem, was da über das Frauenstudium gesagt wird. Da heißt es (S. 38): „Unvermeidlich ist auch das akademische Studium der Frauen“ oder (S. 39): „Gewiß mag es mancher Frau zu bestimmten Zeiten schwer werden, ihre Vorlesungen regelmäßig zu hören. Aber seien wir ehrlich, wie oft wird das dem Studenten schwer, wenn er an seinem typischen Unwohlsein, dem Katzenjammer, krankt. Wer dadurch nur alle vier Wochen abgehalten war, der galt wenigstens früher geradezu als ein Tugendbold.“ Man hört ordentlich, wie bei einer solchen Äußerung die philiströs-zynische Niederträchtigkeit der im Auditorium sicher vertretenen, an chronischem geistigem Katzenjammer leidenden Studenten mit der Gesinnung des an den Kliniken oft vertretenen frivolechtfertigen Arztes zusammentrifft und ihre Orgien feiert. Weiter: „Anders ist es z. B. bei den Medizinerinnen. Denen ist nicht verboten, auch in der Ehe ihrem Beruf nachzugehen. Darum haben sie auch als Bräute ein Interesse, das begonnene Studium abzuschließen und zunächst nicht zu heiraten. Sie zeigen daher unter den Studentinnen durchschnittlich das höchste Heiratsalter.“ Schöne Statistik! Dann meint er, die Frau müsse entweder studieren oder sich ganz ihrem Mutterberuf hingeben, und sagt dann (S. 40): „Bei unserem jetzigen Männermangel ist es aber wünschenswert, daß die Frauen, die heiraten und damit die Fortpflanzungskraft eines Mannes binden, sich ganz dem Mutterberufe hingeben, damit wenigstens die Fortpflanzungskraft der übriggebliebenen Männer möglichst ausgenützt werden kann.“ (Das ist wohl auch ‚ökonomisches‘ Denken!) „Die Heirat der berufstätigen Frauen liegt also unter den jetzigen Verhältnissen scheinbar auch nicht im nationalbiologischen Interesse.“ „Nationalbiologie!“ Das ist der richtige Hexenkessel, wo naturwissenschaftlich-materialistische Gesinnung, nationaler Chauvinismus, Staatsfanatismus, Philistertum, und was es sonst noch Feindliches für das wahrhaft Menschliche im Menschen gibt, sich ausleben können. Darum kann es dann auch heißen (S. 41), nachdem man all dieses Zeug über sich hat ergehen lassen müssen: „Damit eröffnet sich ein Lichtblick in die Zukunft. So furchtbar auch unser Sturz war, so tief die Nacht um uns her ist, so müssen wir doch mit Ernst Moritz Arndt im Glauben festhalten, daß

einst nach diesen dunklen Tagen auch wieder hellere Sterne leuchten. Wir dürfen die Hoffnung nicht aus dem Auge verlieren, die aus der Aufschrift über einem Kriegerfriedhof uns entgegenspricht: Deutschland, unser Vater- und Kinderland, Deutschland muß bestehen.“ — „Der Aufbau scheint mir aber nur mit unseren Kindern möglich. Deutschland muß darum erst wieder ein gesegnetes Kinderland werden, dann erst kann es wieder ein gesegnetes Vaterland sein. Dazu brauchen wir aber unsere Mütter. An unseren Kindern können Sie zeigen, ob es wahr ist, daß ein Volk so viel wert ist, als seine Frauen wert sind.“ So wird alles von der Individualität, von deren Tun alles abhängt, auf die Gattung geschoben.

Dann führt er aus (S. 42), es würde ein furchtbarer Läuterungsprozeß sein, der noch vor uns steht, aber man werde doch noch von diesem zermalmenden Strudel sagen können: „Er ward mir zum Segen, er riß mich nach oben“. „Wenn das wahr wäre, dann könnte man mit Auguste Supper beten: ‚Gelingen laß’ Ewiger, den Schlag, der kommt . . .‘“ „Wann das sein wird, weiß niemand, aber bis dahin wollen wir doch mit Walter Flex schwören: ‚In Nacht und Sturm hinein deutsch bis zum Todesringen und nichts als deutsch zu sein.““ „Mit v. Gruber möchte man ausrufen: ‚Geh in dich, mein Volk! Knie nieder vor dem Altar der drei gütigen Hausgöttinnen: Glaube, Hoffnung, Liebe! Glaube an deine Kraft, hoffe auf deine Zukunft und liebe deine Kinder!‘ . . . Zum Licht empor mit klarem Blick! Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück! Nur etwas kann uns helfen: der Glaube an uns selbst . . .“ Hinter diesen Phrasen steht gar nichts. Nachdem sich die schale Gesinnung bis zum Ende ausgelebt hat, müssen hinterher die Phrasen kommen, die solche Leute einmal notwendig haben.

Es ist ein Zeichen des Tiefstandes des akademischen Publikums, vor allem der Studentenschaft, daß sie solche Flachheiten gutwillig hinnimmt. Solche Vorträge werden ja nun wirklich nicht nur einmal gehalten, sondern man kann sagen, daß derlei leider schon durchaus symptomatisch ist, und daß es ein Echo findet bei solchen Menschen, die jeden Sinn dafür verloren haben, was die menschliche seelisch-geistige Individualität braucht, um leben zu können.

* * *

In den Süddeutschen Monatsheften vom Januar 1921 (Untertitel: Los von Preußen?) findet sich ein Aufsatz von M. v. Gruber (Professor der Hygiene an der Universität München): „Die Verbesserung der Gesundheit während des Kaiserreichs“. Darin werden ausführlich die Fortschritte dargestellt, die besonders die Hygiene während der letzten vierzig Jahre in Deutschland gemacht hat. Das wird zum Teil mit statistischem Material geschildert. Dann heißt es am Schlusse: „Ich habe bisher immer von ‚wir‘ gesprochen, als ich aufzählte, was alles bewußt zur Förderung der Volksgesundheit im Deutschen Reich geschehen ist. Dieses ‚wir‘ bedarf aber einer genaueren Bestimmung, damit sich niemand mit fremden Federn schmücken könne. Wer war es, der im Ausgleich der widerstreitenden Interessen, der Selbstsucht der Parteien, Stände und Klassen entgegen, das Wohl der Gesamtheit zu wahren und zu fördern suchte? Wer war es, der uns das Reich schuf und damit die Möglichkeit eröffnete, wie andere Nationen als freies Volk nach eigenem Sinn zu leben und auch für uns Plätze an der Sonne zu gewinnen — eine Möglichkeit, die Schwäche, Dummheit und Niedertracht inzwischen freilich wieder verscherzt haben —; wer war es, der unsere Industrie wettbewerbsfähig mit dem Ausland machte, uns dabei aber trotzdem den Bauernstand erhielt; wer, der die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Arbeitsversicherung ins Leben rief, für Volksunterricht sorgte? Und durch all diese Maßregeln ein neues Stadtvolk von gesunden und vollwertigen Menschen zu schaffen suchte! Das war

der einzige und wirkliche Volksvertreter, den wir hatten, das war die deutsche Monarchie, mit ihrer treuen, unparteiischen, gerechten, gewissenhaften, unermüdlichen Beamtenschaft voll Sachkenntnis und Staatsgefühl; jene Beamtenschaft, deren Vorbild die Hohenzollernkönige in jahrhundertelanger Arbeit herangezogen hatten. Das waren Kaiser Wilhelm I. und sein großer Diener, Otto v. Bismarck!“

Hier hat man das Muster eines Vertreters unserer Hochschullehrerschaft, der nichts von den Ereignissen gelernt hat. Weil die mehr oder weniger straffe Organisation Deutschlands die Hygiene begünstigt hat, die sein Fach ist und weil er ganz an dem Alten hängt, kommt er zu einer solchen begeisterten Hymne über den preußischen Ordnungsstaat. Solches ist wenigstens aufrichtig und kann als Beispiel einer Gesinnung gelten, die bei vielen Vertretern der Lehrerschaft der Hochschulen vorhanden ist. Aus ihr heraus können wir freilich nur immer tiefer in den Zusammenbruch hineinkommen.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß dieser Abschnitt unserer Zeitschrift nur Symptomatisches bringen will. Es sollen gar nicht Personen als solche angegriffen werden, sondern es soll auf das Charakteristische und Bezeichnende in ihren Aussprüchen und Handlungen hingewiesen werden. Diese Dinge zu erkennen, ist heute eine Zeitaufgabe und ihrer kann sich niemand entschlagen, der es ernst meint mit einer Erneuerung des Geisteslebens.

EUGEN KOLISKO.